

Redaktion, Administration u. Druckerei  
Kolowratg., Fichtegasse Nr. 11.  
Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen und  
Manuskripte in keinem Falle zurückgesandt.

**Ankündigungs-Bureau:**  
Stadt, Wollzeile 23, Inseratspreis nach Tarif. Inserate  
übernehmen: Witzsch, Ann.-Exp. in Prag und  
Brünn; Jos. A. Kleinsch, Inserats-Exp. in Graz;  
J. Blockner, J. Leopold, Jos. Schwarz, Ann.-Exp.  
in Budapest; im Auslande: John F. Jones & Co.  
in Paris, 21 bis, Rue de Valenciennes; Montmartre;  
Radolf Moss in Berlin, München, Leipzig;  
Hessentel & Vogler in Hamburg, Berlin,  
Frankfurt a. M. u. Basel; Heinrich Meier,  
Ann.-Exp. in Hamburg; Orell, Füssli & Co. in  
Zürich u. Basel; Verroul & Sons in London;  
Vertreter für Deutschland, Frankreich, England,  
Italien etc.: Saubach News Exchange, Mainz u.  
Köln a. Rh.

**Abonnement für Wien:**  
Mit 14gl. zweimal. Zustell. im Haus: Ganzj. K. 60.40,  
monatl. K. 4.50.  
Zum Abholen im Hauptpostamt Wollzeile 30 oder  
Fichtegasse 11: Ganzj. K. 42.50, monatl. K. 3.50.  
Einseln: Morgenblatt 13 H., Abendblatt 8 H., Nach-  
mittagsblatt am Montag und nach zwei Vorkosten 12 H.,  
für Deutschland (Morgen- u. Abendblatt) 40 Pf.,  
einzelne (Abendblatt allein) je 10 Pf.

# Neue Freie Presse. Morgenblatt.

**Abonnement für das Inland:**  
Mit 14gl. zweimal. Zustell. im Haus: Ganzj. K. 60.40,  
monatl. K. 4.50. Mit 14gl. zweimal. Zustell. im Haus:  
Ganzj. K. 64, halb, K. 32, viertel, K. 16.  
**Abonnement für das Ausland:**  
Vierteljährig:  
Bei uns (Kronland-Versendung): Deutsch-  
land, Serbien K. 16, 1. Station des Westpost-  
vereines K. 24.  
Bei den Postämtern in Deutschland  
M. 11.18, Schweiz Fr. 13.50, Belgien Fr. 15.00,  
Italien L. 14.47, Rumänien Fr. 15.00, Serbien  
Fr. 15.00, Bulgarien Fr. 15.00, Russland R. 1.50,  
Griechenland (s. d. Buchh. Beck & Barth u. C. Hof-  
thodakis, Athen od. k. k. Zeitg.-Kap. in Triest) u.  
Europ. Türkei Fr. 15.77, Asiat. Türkei K. 15.45,  
Aegypten K. 16.00, Estland K. 11.25,  
Norwegen skand. K. 10.00, Holland F. 9.-.  
Bei den Agenturen in Italien: Saubach, Mail-  
land, 2. Gust. Modena, Loescher & Co., Rom Fr. 15.00,  
Frankreich: Saubach, Paris, 148, Boulevard  
St. Denis, Agence Havas, Paris Fr. 15.00; England:  
Saubach, London, 10, John Street, W. C., Sieber & Co.,  
London E. C. 109, Leadenhall Street, P. O. St. 1. 10. 11  
Verdenamerikan.: K. Heider, 21, Park Pl., New-  
York, N. Y. 100 West 25th St., L. A. Roseway,  
67, Second Avenue in New York, Doll. 4.00. Vertreter  
für das ges. Ausland: Saubach News Exch., Mainz.  
Für die an Agenten, Austräger oder Verzeichnisse  
bezahlten Beiträge leisten wir keine Garantie.

Nr. 17233.

Wien, Donnerstag, den 15. August

1912.

Des Feiertages wegen erscheint die nächste  
Nummer der „Neuen Freien Presse“ Freitag  
früh.

Wien, 14. August.

Graf Berchtold will einen Meinungsaustrausch zwischen  
den Großmächten über die Schwierigkeiten in der Türkei  
anregen. Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern  
braucht keine Beglaubigung für seinen Rechtstitel, wenn er  
die Unterzeichner des Berliner Vertrages einladet, durch  
ihren gemeinschaftlichen Einfluß die ernststen Gefahren, die  
sich aus den Kämpfen im Osmanischen Reich entwickeln  
könnten, zu verhüten. Das Verhältnis unserer Monarchie  
zur Türkei ist nach gewöhnlichen Maßstäben nicht zu  
beurteilen und so eigentümlich, daß wir darin eine be-  
sondere Ausnahmestellung haben. Von sämtlichen Staaten,  
die mit der Balkanpolitik zusammenhängen, ist wohl  
Österreich-Ungarn der einzige, der sich wunschlos  
gegen die Türkei verhält. Wenn uns die Kleider  
vom Leibe gezogen würden, so daß wir in diplo-  
matischer Mächtigkeit und vollständig unverhüllt vor der Welt  
stünden, wäre trotzdem kein Flecken sichtbar, wo sich in  
der österreichisch-ungarischen Politik gegenüber der Türkei  
ein Beweggrund der Selbstsucht im beschränkten Sinne  
des Wortes nachweisen ließe. Rußland will die Öffnung  
der Dardanellen für seine Kriegsschiffe, Italien fordert die  
Souveränität über Tripolis, England bestritt das Eigen-  
tumsrecht der Pforte beim Ausgange der kleinasiatischen  
Linien in das Meer; Frankreich ist vielfach an die Unter-  
stützung des Petersburger Kabinetts gebunden, und  
Deutschland steht in seiner Politik unter dem Drucke der  
großen Interessen an der Bagdadbahn. Die österreichisch-  
ungarische Monarchie verlangt für sich gar nichts und hofft  
für sich gar nichts. Aber diese Selbstlosigkeit, die Öster-  
reich-Ungarn bei den Fragen des Balkans zum unbe-  
fangenen Sprecher macht, schützt uns nicht vor den  
heftigen Rückschlägen der schweren Fehler in der türkischen  
Politik und auch nicht vor den Stößen, die innerhalb  
unserer Grenzen fühlbar werden, wenn die Volksleiden-  
schaften zum Aufbruch gegen die Regierung in Konstanti-  
nopol führen. Nichts von der Pforte zu wolle und trotz-  
dem am stärksten von ihren Verirrungen berührt zu wer-  
den, ist das von den historischen Ueberlieferungen und  
von der geographischen Lage unverrückbar festgesetzte  
Schicksal der Monarchie.

Deshalb ladet der Minister des Aeußern Graf  
Berchtold die europäischen Mächte ein, durch gegenseitige  
Berständigung und durch die politischen und moralischen  
Wirkungen, die von einer solchen Eintracht ausgehen  
könnten, der Türkei bei ihren jetzigen Schwierigkeiten  
eine Stütze zu bieten und zugleich den um menschen-  
würdige Zustände ringenden Volksstämmen zu helfen,  
damit sie nicht vergeblich kämpfen. Der Schritt des Grafen  
Berchtold wird gerade in Konstantinopel richtig ausgelegt  
und als Freundlichkeit empfunden werden. Ein öster-

reichisch-ungarischer Minister des Aeußern wird schon aus  
den Bedürfnissen unserer eigenen Politik heraus stets  
darauf bedacht sein, das Ansehen der Türkei zu heben,  
den inneren Zusammenhang der einzelnen Teile zu  
kräftigen und für die Lebensverlängerung dieses nur  
scheinbar so gefährlichen Staates zu sorgen. Die An-  
regung des Ministers des Aeußern ist doch die Frucht,  
die aus der Politik des bestehenden Zustandes von selbst  
herangereift ist. Die Kaiserzusammenkunft in Baltisch-  
Port und die Ministerzusammenkunft in Petersburg  
haben diesen Grundsatz nur gekräftigt und  
wieder bewiesen, daß wenigstens in diesem Augenblick sich  
ganz Europa in der Ueberzeugung vereinigt, nur die  
Zurückdrängung aller gewaltigen Veränderungen könne  
den Frieden retten. Wenn von einem Wologneser Fläch-  
chen ein Splitter abgesprengt wird, zerfällt es in Staub.  
Aus dieser Einigkeit von Europa kommt der Gedanke,  
daß die Mächte einen Meinungsaustrausch darüber pflegen  
sollen, ob sich nicht ein Weg finden lasse, welcher der  
Türkei den inneren und wohl auch den äußeren Frieden  
dauernd sichern könne. Von der Politik des bestehenden  
Zustandes, die jetzt zu dem anerkannten Besitz der euro-  
päischen Staatskunst gehört, führt eine gerade Linie zu dem  
Versuche des Grafen Berchtold, die Verneinung, die in dem  
Statusquo liegt, in eine aus ihr selbst folgende Be-  
jahung durch schöpferische Arbeit zu verwandeln. Denn die  
Politik des bestehenden Zustandes sagt doch nur, was  
nicht geschehen solle, und gibt keinen Aufschluß darüber,  
was im Drange neuer Tatsachen geschehen müsse. Der  
Krieg zwischen Italien und der Türkei wurde beim Aus-  
tausche der Erklärungen zwischen dem Grafen Aehrenthal  
und Herrn Iswolsky nicht vorhergesehen; auch nicht die  
Hinsichtigkeit der Erwartung, daß die verfassungsmäßige  
Türkei durch eigene Fähigkeit die Grundlagen der inneren  
Ruhe werde herstellen können. An der Erhaltung des be-  
stehenden Zustandes darf nicht gerüttelt werden; aber die  
Mittel zur Bekämpfung dieser Politik müssen sich den Er-  
eignissen in der Türkei anpassen, damit sie nicht zum  
Schaden des Friedens versagen.

Denn auch die europäischen Mächte sind gezwungen,  
einen irtigen Weg zu verlassen. Als die Türkei ein Ver-  
fassungsstaat wurde, hat Europa nicht ohne Großzügigkeit  
sich entschlossen, auf jede Einmischung in das Verhältnis  
zwischen der Pforte und den von ihr beherrschten Stämmen  
zu verzichten. Die Albanesen und die mannigfachen  
Sprachgruppen in Macedonien wurden ausschließlich von  
der türkischen Gesetzgebung und von der Einsicht der  
türkischen Verwaltung abhängig. Aber die jungtürkische  
Gewaltthat wollte die Eigenarten unduldsam erdrücken.  
Die Nachrichten aus Albanien und aus Macedonien  
zeigten, daß Europa nicht länger müßig zusehen könne,  
wenn unerfahrene Hände im ganzen Reiche leichtfertig  
herumzündeln. Denn die inneren Fragen der Türkei  
haben das Besondere, daß sie zu äußeren Fragen von  
Europa werden, und die wahren Freunde der Pforte, die

ihre Kräftigung tatsächlich wollen, haben stets davor ge-  
warnt, die Krise so ausarten zu lassen, daß sie zur allge-  
meinen Gefahr für die Ruhe und für den Wohlstand  
wird. Oesterreich-Ungarn wird gegen die an den Albanesen  
verübten Grausamkeiten niemals gleichgültig sein; Stör-  
ungen in Macedonien können durch Ausstrahlung  
weithin durch Europa empfunden werden. Die Verfassung  
hat die gehofften Bürgschaften für die Ordnung in der  
Türkei nicht geboten, und Europa wird gerade durch die  
Politik des bestehenden Zustandes dazu gedrängt, die  
Mittel zu prüfen, durch welche der Statusquo geschützt  
werden muß.

Die Anregung des Grafen Berchtold wird unmittel-  
bar nach den Besprechungen des französischen Minister-  
präsidenten Poincaré mit den russischen Staatsmännern  
bekannt. Schon das ist ein Zeichen, daß tiefgreifende Be-  
schlüsse und daß ein Abweichen von dem bestehenden  
Zustande in Petersburg nicht verabredet wurden. Graf  
Berchtold würde sich nicht an die Mächte der Tripelente  
wenden, wenn er glauben könnte, daß die Gegenätze jede  
Gemeinsamkeit in der Balkanpolitik hindern. Der öster-  
reichisch-ungarische Minister des Aeußern will Europa bei  
dieser Gelegenheit wieder zur Erscheinung bringen. Europa  
soll die Pforte darin bestärken, die Unzufriedenen durch  
Wohlwollen zu besänftigen; Europa soll den Nationen  
des türkischen Reiches die Segnungen der europäischen  
Bildung und Gerechtigkeit leichter zugänglich machen, aber  
zugleich dafür sorgen, daß der bestehende Zustand durch  
Zerstückung und Zerreißung des Staates nicht erschüttert  
werde. Graf Berchtold wird durch seine Anregung auch  
dem Königreiche Italien wieder die Möglichkeit verschaffen,  
als Großmacht mit den anderen Großmächten über die  
Erhaltung der Türkei zu sprechen. Italien wird daran er-  
innert werden, daß neben den Rechten, die es mit den  
Waffen erringen will, die alte Pflicht, seinen Teil zum  
Schutze des Statusquo beizutragen, nicht erloschen ist.  
Der innere Friede ist von dem äußeren Frieden kaum zu  
trennen. Wenn die Mächte darüber beraten sollten, wie  
das Ansehen der Türkei zu festigen sei und wie die auf-  
zudeckenden Flammen in Albanien und Macedonien zu er-  
sticken seien, werden sie über Tripolis nicht schweigen  
können. Der Schritt des Grafen Berchtold wird in dem  
Augenblicke unternommen, da die Merkmale voller Kriegs-  
müdigkeit unzweifelhaft zu erkennen sind. Der psycho-  
logische Moment, der in solchen Fällen entscheidend ist,  
rückt täglich näher. Aber die Türkei kann in der Zämer-  
lichkeit eines von Aufständen heimgekehrten Landes vor  
dem Feind nicht hintreten und die Waffen senken. Sie  
wird jetzt für die Friedensverhandlungen hergerichtet  
werden. Graf Berchtold reißt ihr den Mantel, der die  
Blößen verhüllt, und seine Anregung bei den Mächten ist  
zugleich eine große Hoffnung für die Völker.

## Beilage

zur

## Feiertagsnummer:

In der Beilage auf Seite 29 und 30 bringen wir den  
Schluß der Novelle

## „Der Deserteur“

von  
Paul Bourget,

Mitglied der Französischen Akademie.

Ferner enthält die vorliegende Nummer:

„Marr der Liebe.“ von Felix Spicidel.  
Seite 29 und 30.

Schließlich:

Die 73. Fortsetzung des Romans „Eine Frau  
über der Moral“ von Klaus Hittland.  
Seite 21.

## Feuilleton.

### Parisfalschuh.

Von Hermann Vahr.

Aus Siena schrieb Richard Wagner am 28. Sep-  
tember 1880 an König Ludwig: „Ich habe nun alle  
meine noch so ideal konzipierten Werke an unsere von mir  
als tief unsittlich erkannte Theater- und Publikumpraxis  
ausliefern müssen, daß ich mich nun wohl endlich fragen  
mußte, ob ich nicht wenigstens dieses letzte und heiligste  
meiner Werke vor dem gleichen Schicksal einer gemeinen

Operncarriere bewahren sollte. Eine entscheidende Rötigung  
hierfür habe ich endlich in dem reinen Gegenstande, dem  
Sujet meines „Parisfal“ nicht mehr verkennen dürfen. In  
der Tat, wie kann und darf eine Handlung, in welcher  
die erhabensten Mysterien des christlichen Glaubens offen  
in Szene gesetzt sind, auf Theatern wie den unsrigen,  
neben einem Opernrepertoire und vor einem Publikum  
wie dem unsrigen vorgeführt werden? Ich würde es  
wirklich unseren Kirchenvorständen nicht verdenken, wenn  
sie gegen Schaufstellungen der geweihtesten Mysterien auf  
denselben Brettern, auf welchen gestern und morgen die  
Frivolität sich behaglich ausbreitet, und vor einem Publi-  
kum, welches einzig von der Frivolität angezogen wird,  
einen sehr berechtigten Einspruch erheben. Im ganz  
richtigen Gefühle hievon betitelt ich den „Parisfal“ ein  
„Bühnenweihfestspiel“. So muß ich ihm denn nun eine  
Bühne zu weihen suchen, und dies kann nur mein ein-  
sam dastehendes Bühnenfestspielhaus in Bayreuth sein.  
Dort darf der „Parisfal“ in aller Zukunft einzig und  
allein aufgeführt werden; nie soll der „Parisfal“ auf  
irgend einem anderen Theater dem Publikum zum  
Amusement dargeboten werden: und daß dies so geschehe,  
ist das einzige, was mich beschäftigt und zur Ueber-  
legung dessen bestimmt, wie und durch welche Mittel ich  
diese Bestimmung meines Werkes sichern kann.“

Das heißt klar gesprochen. „Dort, sagt er, in aller  
Zukunft einzig und allein“ und „nie... auf irgend  
einem anderen Theater“. Deutlicher kann man wohl nicht  
sein. Es liegen übrigens aus derselben Zeit noch andere  
Bestimmungen desselben Willens vor. Der „Parisfal“ sei  
„ein reiner Unsinn inmitten der Interessen unserer Zeit“,  
sagte er damals einmal. Und ebenso, zum Herzog Georg  
von Meiningen, als ihn dieser in Neapel besuchte  
(April 1880): „Ich habe das Werk ein Bühnenweihfest-  
spiel genannt, es ist undenkbar auf unseren Theatern.“

Es kann also kein Zweifel sein, daß es Wagners  
fester Wille war, „Parisfal“ für sein Bayreuther Festspiel-  
haus allein zu bewahren und keine Aufführung „Paris-  
fals“ in irgend einem Theater zuzulassen. Könia Ludwig

fügte sich denn auch, gab den ihm im Voraus (zur  
Deckung des Defizits der Festspiele von 1876) verpfändeten  
„Parisfal“ dem Meister frei und verjügte durch einen Er-  
laß an die Münchener Intendanz vom 15. Oktober 1880,  
„daß alle früheren Vereinbarungen über die Aufführungen  
des Bühnenweihfestspiels „Parisfal“ aufgehoben sind“. Zu-  
gleich schrieb er an Wagner selbst, „daß das heilige  
Bühnenweihfestspiel nur in Bayreuth gegeben und auf  
keiner anderen profanen Bühne entweicht werden dürfe“.

Will man noch mehr „Belege“? In einem Brief  
Wagners an Feustel vom 18. Juli 1881 heißt es:  
„Während der Ausführung selbst ist mir der Charakter  
dieser meiner letzten Arbeit dahin immer deutlicher ge-  
worden, daß, selbst unter allen jenen Umständen, welche  
noch Aufführungen der einzelnen Stücke des „Ringes der  
Nibelungen“ auf unseren Stadt- und Hoftheatern zulässig  
machten, das Bühnenweihfestspiel „Parisfal“ mit seinen  
unmittelbar die Mysterien der christlichen Religion be-  
rührenden Vorgängen unmöglich in das Opernrepertoire  
unserer Theater aufgenommen werden darf. Mein er-  
habener Wohltäter, der König von Bayern, stand, als ich  
ihm dies eröffnete, innig verständnisvoll sofort davon ab, den  
„Parisfal“ auf seinem Hoftheater sich vorgeführt zu sehen,  
wogegen er einzig das Bühnenfestspielhaus von Bayreuth  
für solche — besondere und seltene — Aufführungen ge-  
eignet erklärte.“ Und ebenso noch einmal in einem Brief  
an Angelo Neumann vom 16. Oktober 1881: „Der „Pa-  
risfal“ ist nirgend anders aufzuführen als in Bayreuth,  
und dies zwar aus inneren Gründen, die zum Beispiel  
meinem erhabenen Wohltäter, dem König von Bayern,  
so bestimmt einleuchteten, daß er sogar von einer Wieder-  
holung der Bayreuther Aufführungen auf dem Münchener  
Theater ganz abstand.“ (Vergleiche „Das Leben Richard  
Wagners“ von Karl Fr. Glasenapp, sechster Band,  
Seite 19, 43, 394, 399, 523 und 532.)

Dieser so klar und wiederholt mit allem Nachdruck  
ausgesprochene, durch das Wesen des Werkes, seinen  
Inhalt und seine Form gebotene, ja von dem Wert un-  
zertrennliche Wille Wagners ist bisher in Ethen gehalten

### Initiative des Grafen Berchtold, betreffend einen Meinungsantausch der Mächte.

Wien, 14. August.

Die Lage in der Türkei hat sich in den letzten Tagen sichtlich gebessert. Das neue türkische Kabinett ist gleich der ganzen öffentlichen Meinung zu der Ueberzeugung gelangt, daß die zentralistische Politik ein vollständiges Fiasko gemacht hat und daß das Heil der Türkei auf anderen Wegen liegen muß. Charakteristisch ist, daß die Armee es war, der gewiß nationale Teil der Bevölkerung, die auf die Notwendigkeit einer Verständigung mit den Albanesen hingewiesen hat.

Für die österreichisch-ungarische Monarchie ist das eine Genugtuung, weil dadurch die Richtigkeit der Ratschläge bestätigt wird, die sie seit Jahren der Türkei erteilt hat. Diese Haltung der österreichisch-ungarischen Monarchie hat eine weitere Rechtfertigung erhalten dadurch, daß die Forderungen der Albanesenversammlung in Brischina in sehr maßvollem Rahmen gehalten waren. Es scheint denn auch, daß die türkische Regierung ihnen bereits im großen und ganzen zugestimmt hat. Man könnte demnach die nächste Zukunft in der Türkei mit der größten Beruhigung auffassen, auch vom Standpunkte der Interessen der anderen Balkanvölker, da ein Regime, welches sich die Gerechtigkeit in einem wichtigen Belange zum Programm genommen hat, dieses zweifellos nach allen Richtungen zu verwirklichen bestrebt sein wird.

Nichtsdestoweniger liegt aber eine gewisse Gefahr immerhin vor, da die Erfahrung lehrt, daß türkische Regierungen sehr oft einen richtigen Anlauf genommen haben, dann aber wieder wankend geworden sind und hierbei nicht ohne einige Berechtigung darauf hinweisen konnten, daß es die Uneinigkeit unter ihren eigenen verschiedenen Volksstämmen, das Mißtrauen, das der eine gegen die Erfolge des anderen hat, sei, welches es der Regierung unmöglich mache auf der betretenen Bahn fortzufahren.

Daher erscheint es in diesem Augenblicke wichtig, daß alle jene, welche ein Interesse an der Wohlfahrt der Türkei und an dem Frieden auf der Balkanhalbinsel nehmen, sich zusammentun, um eine doppelte Tätigkeit zu entfalten:

Einerseits die Worte in ihren so sympathischen Bestrebungen zu bestärken, andererseits auf die Balkanvölker aufklärend einzuwirken, damit sie nicht eines dem anderen bei der Verwirklichung ihrer Postulate, die ja zum größten Teile mit der Machtstellung des türkischen Reiches wohl zu vereinbaren sind, im Wege stehen und damit sie der Worte die Politik der Anpassung an die tatsächlichen ethnischen Verhältnisse in der Türkei ermöglichen.

Wir glauben zu wissen, daß Graf Berchtold, von diesem Gedankengange ausgehend, eine Initiative zu ergreifen und einen Meinungsantausch der Mächte zu dem Zwecke anzuregen gedenkt, damit das erwähnte Ziel, das ja ebenso im Interesse der Türkei selbst und der Balkanvölker wie auch der anderen Mächte liegt, erreicht werden könne.

### Die Initiative des Grafen Berchtold und die Friedensfrage.

Es ist klar, daß man, um den Frieden zwischen Italien und der Türkei herbeizuführen, auch darauf be-

achtet sein muß, die Position der türkischen Regierung in ihrem eigenen Lande zu stärken, damit sie in der Lage sei, möglichst bald geordnete Verhältnisse im Innern herbeizuführen. Sie würde dann im vollen Besitze der Autorität ihre Absichten bezüglich des Friedensschlusses durchzuführen können, ohne befürchten zu müssen, daß die Opposition ihre friedlichen Tendenzen zum Gegenstande neuerlicher Agitationen nehmen würde.

### Persönliche Erinnerungen an den ersten König von Bulgarien.

Zum 25jährigen Regierungsjubiläum. Aus der Feder eines Publizisten.

Wien, 14. August.

Ein bescheidenen Zeuge der zeitgeschichtlichen Vorgänge der letzten fünfundsiebzig Jahre nimmt heute das Wort, um alte Erinnerungen aufzufrischen; ein stummer Zeuge des weltgeschichtlichen Prozesses, dem er in vielen interessanten Stadien beigewohnt hatte; ein stiller Zeuge, der um Entschuldigung bitten muß, daß er das Schweigen bricht, einmal in einem Vierteljahrhundert.

Die großen geschichtlichen Ereignisse, die vor fünfundsiebzig Jahren den jungen Kronprinzen aus dem Hause Koburg an die Spitze der bulgarischen Nation gestellt haben, stehen noch lebhaft in meinem Gedächtnisse. Ein spannungsvolles Drama wurde auf der Weltbühne aufgeführt, reich an aufregenden Momenten, an leidenschaftlichen Impulsen, an lebhaft bewegten Zwischenfällen. Das Ringen eines begabten, geistig hervorragenden Volkes um seine Rechte, um Befreiung von einem fremden Joch führte zu blutigen Kämpfen, zu vielen Aufständen, die in den Bergen des schönen Landes aufgeflammt waren und deren Niedertwerfung ein wahres Gemetzel, erschütterndes Blutvergießen hervorrief. Die Tragödie des bulgarischen Volkes endete mit der Berufung des heldenmütigen, sympathischen Prinzen von Battenberg auf den Fürstenthron von Sophia. Fürst Alexander von Battenberg wurde als Befreier, aber auch wegen seiner großen menschlichen Tugenden von dem Volke angebetet, das ganz unter seinem Zauber stand. Der deutsche Battenberger wurde ein slavischer Fürst, aber er war nicht panslawistisch, nicht russisch. Er wurde an einem Augusttage des Jahres 1886 von verräterischen Offizieren entführt, nach Rußland gebracht. In Freiheit gesetzt, fuhr er nach Lemberg und kam erst etwa vierzehn Tagen wieder nach Bulgarien zurück, nachdem er davon verständigt worden war, daß die Contrerevolution über die Verschwörer siegreich gewesen. In wenigen Stunden hatte der damalige Kammerpräsident Stambulow die Verschwörung niedergeworfen, indem er die Exekutivgewalt an sich riß, den Präfecten die Ordres telegraphierte und große Truppenmengen nach der Hauptstadt Sophia zusammenzog. In jenen Tagen des Sommers 1886 wartete ich mit Stambulow, Radoslawow und anderen Führern der Gegenbewegung in Giurgewo auf die Rückkehr des Fürsten Alexander. Stambulow war stolz auf seinen Erfolg und erzählte mit Genugtuung, daß er ihn nur der Begeisterung des Volkes für den Battenberger zu danken habe, aber auch einer sehr einfachen Idee: Der Befehl aller Telegraphenämter mit ihm ergebenen Offizieren und Soldaten. Fürst Alexander von Battenberg konnte zurückkehren und auf demselben Schiffe, das zu seiner Entführung gedient hatte, machte er mit Stambulow die Ueberfahrt nach Rußschuk. Auf dem Schiffe hielt er Wintsewat, in

welchem ihm von Stambulow über den Erfolg der Gegenrevolution berichtet wurde. Fürst Alexander war gedrückt und man sah kein Zeichen der Freude in seinem strengen Antlitz. Er schien einen schweren Kampf mit sich selbst bestehen zu müssen. In Rußschuk hatte sich das Konsularkorps zu seiner Begrüßung eingefunden. Aus diesem ragte der russische Konsul in seiner grünen Uniform hervor. Fürst Alexander von Bulgarien nahm das Erscheinen des russischen Vertreters mit großer Befriedigung auf und er erblickte darin einen entgegenkommenden Schritt des Zaren Alexander III. Ohne Stambulow und seine anderen Ratgeber davon zu unterrichten, sandte Fürst Alexander die bekannte Depesche nach Petersburg mit der Erklärung, daß er bereit sei, das Fürstentum zu verlassen, das er ihm zu danken habe, wenn der Zarbefreier es wünschen sollte. Darauf kam als Antwort ein nicht mißzuverstehendes Telegramm, das in heiklen Worten die Abdankung des jungen Fürsten forderte. Fürst Alexander Battenberg fühlte sich gebunden und als Ehrenmann mußte er die Konsequenz aus seiner Uebereinkunft ziehen: er verließ den Fürstenthron in Sophia und zog sich in die österreichische Armee zurück, in der schon sein Vater, der Prinz von Hessen, glorieus gedient hatte und in die er nun selbst als Generalmajor eintrat.

Diese in politischer und in menschlicher Beziehung interessante Episode in der Geschichte Bulgariens muß erwähnt werden. Sie ist das Vorbild des Regimes des Königs Ferdinand, das heute ein Vierteljahrhundert alt wird. Die Bulgaren wollten wieder einen Fürsten haben. Der ihnen entriessene Fürst stammte aus einem deutschen Hause. Er war der Sohn des Prinzen von Hessen, aber nicht vollbürtig, denn seine Mutter war eine polnische Gräfin gewesen. Statt eines morganatischen, nicht ganz vollbürtigen Prinzen wollten sie einen vollbürtigen Abkömmling einer deutschen Fürstenfamilie. Man dachte an verschiedene fürstliche Personen, die in Betracht kommen konnten. Als der junge Prinz von Battenberg mit dem Fürsten Bismarck über seine Bedenken, die bulgarische Krone anzunehmen, sprach, sagte der Kanzler: Gehen Sie immerhin nach Bulgarien, im schlimmsten Falle werden Sie eine interessante Jugenderinnerung haben. Es gab manche junge und ehrgeizige Prinzen in Europa, welche sich nach einer solchen Jugenderinnerung sehnten; unter denselben befand sich auch Erzherzog Johann Salvator, der jüngste Sohn des Großherzogs von Toskana. Er war Brigadier in Linz, ein sehr wenig disziplinierter Feuergeist von genialen Anlagen. Oesterreich wollte nicht aus seiner neutralen Stellung heraustreten, und die österreichische Politik konnte nicht zugeben, daß ein österreichischer Prinz die Herrschaft in Bulgarien übernehme. Diese Politik, welche Graf Kalnochy streng festhielt, vernichtete rasch die Hoffnungen des Erzherzogs Johann Salvator. Der Erzherzog gab dieselben nicht so leicht den Herzens auf. Er traf im Jahre 1887 mit den Vertrauensmännern der bulgarischen Kammer in London zusammen, wohin er ohne Urlaub sich begeben hatte. Schon das Verlassen seines Linzer Dienstpostens wurde in den maßgebenden Kreisen sehr streng beurteilt. Der Erzherzog hatte sich krank gemeldet und war nach London gefahren. Eine sehr hochstehende Persönlichkeit des Wiener Hofes, die aus Anlaß des Regierungsjubiläums der Königin Viktoria in der englischen Hauptstadt geweilt hat, hatte ihn dort zufällig gesehen. Erzherzog Johann war schlecht beraten, als er in Abrede

worden. Die Familie hat den „Parfissal“ treu behütet. Auch das Angebot eines Unternehmers, ein Honorar von einer Million für die Ueberlassung des „Parfissal“ auf bloß fünf Jahre zu zahlen, ist abgewiesen worden. Es ist widerlich, dies erwähnen und von den großen materiellen Opfern, die die Familie dem Willen des Meisters gebracht hat, reden zu müssen, aber das Publikum, dem die nach dem „Parfissal“-Geschäft listernen Theaterspekulanten immer von der „Habacht“ der Familie vorliegen, soll es wissen. Nun aber läuft mit dem nächsten Jahre die „Schutzfrist“ für den „Parfissal“ ab: 1913 sind es dreißig Jahre, daß Wagner starb, und so kann vom 1. Januar 1914 ab nach dem im Deutschen Reich und in Oesterreich geltenden Recht der „Parfissal“ von jedem verachteten Sobber, der sich irgend ein Theater oder einen Zirkus mietet, jederzeit zwischen der lustigen Witwe“ und „Haben Sie nichts zu verzoßen?“, mit Strichen, Abänderungen, Einschaltungen, Balletteinlagen und Umdichtungen aller Art aufgeführt werden: die Juristen sagen dann, wenn ein Werk so nach Belieben von jedem gehandelt, entstellt und verformt werden darf, es sei „frei“ geworden, Freiheit nennen sie das.

Einigen Deutschen ist es nun doch unetwäglich, sich das auszudenken. Wir haben uns deshalb mit einem „Aufruf zum Parfissalschutz“ an die Nation gewendet. Er trägt die Namen Richard Strauß, Max Reger, d'Albert, Humperdinck, Wilhelm Kienzl, Max Schillings, Ansoerge, Hauffegger, Ritsch, Peter Raabe, Max Klingner, Corinck, Staßen, Hans Thoma, Michael Georg Conrab, Hugo von Hofmannsthal, Richard Dehmel, Friedrich Lienhard, Ernst Hertz, Richard Voß, Schweninger, Lichtwark, Lamprecht, Barnack, Sedendorff, Albert Niemann und war gleich am ersten Tag, kaum hinausgelangt, mit Tausenden und Tausenden von zustimmenden Unterschriften bedeckt. Albert Niemann will nun auch noch die großen Sänger und Sängerinnen Deutschlands zu einer besonderen Petition an den Reichstag vereinen. Und da ist kein Städtchen noch so klein, in dem nicht bereits ein Komitee zum „Parfissalschutz“ tätig wäre (ohne „Komitees“ geht's ja nun einmal in deutschen Landen nicht).

Fragt man nach den Gründen, die die Unterzeichner dazu bestimmen, so lautet die Antwort verschieden. Manche halten sich an das künstlerische Argument, daß nirgend ein Theater fähig sei, die Forderungen, die der „Parfissal“ an die Künstler stellt, zu befriedigen und diese ganz einzige Vereinigung der höchsten Präzision im

Detail mit dem reinsten Enthusiasmus der Ausführenden auszubringen; es wird, sagen sie, überall eine Karikatur des „Parfissal“ daraus werden. Anderen widerstrebt es, sich ein so hohes, die tiefsten und zartesten Herzensfragen der gekühten Menschheit berührendes, mit den höchsten Symbolen der christlichen Religion wirkendes Werk dem gemeinen Theatervesen ausgeliefert zu denken; man muß kein Wunder sein, um Eheu davor zu haben, daß das Abendmahl im Operetendunst unserer Bühnen, im Stallgeruch eines Zirkus zur Schau gestellt werden soll. Die meisten aber sagen sich einfach: Wagner hat es nicht wollen, da fragen wir gar nicht erst, aus welchem Grund und mit welchem Recht, wir sind es ihm schuldig, dafür zu sorgen, daß sein Wille geschehe!

Aber da fährt man gegen uns auf: Ein Ausnahmegesetz also wollen ihr? Darauf hat schon vor Jahren Friedrich Dernburg geantwortet: „Eine tüchtige Rede! Richard Wagner braucht man nicht erst zu einer Ausnahme zu machen. Er ist eben eine. Die, die sich gegen das Gedächtnis eines solchen vergehen, haben das noch immer im Urteil der Geschichte gebüßt.“ Ich aber denke darüber noch anders. Ich bin nicht für Ausnahmegesetze, nie. Ich will auch für Wagner keine, auch für den „Parfissal“ keine. Und es scheint mir auch nicht bloß Wagners, sondern eines jeden Künstlers Recht, die Form, in der, den Ort, an dem sein Werk nach seinem ihm eingeborenen inneren Maß erscheinen soll, frei für alle Zeit nach eigenem Gutdünken zu bestimmen und zu begrenzen. Verweigert aber das bestehende Gesetz dem Künstler, er sei, wer immer er auch sei, dieses Recht, dann gilt mit ein solches Gesetz für schlecht und ich verlange, daß es beiseite geht und durch ein anderes ersetzt werde, das den Willen des Künstlers schützt und sein Werk davor bewahrt, ins Gegenteil verkehrt und zerbrochen zu werden. Ich will kein besonderes Gesetz für Richard Wagner, kein besonderes Gesetz für den „Parfissal“, sondern ich will, aus Anlaß des „Parfissal“ als eines ganz trassen Beispiels dafür, wie wenig das bestehende Gesetz zum Schutze des künstlerischen Willens ausreicht, ein neues Gesetz, aber ein allgemeines, das für jeden Künstler gelten soll, auch für den Dichter Schulze und den Maler Meier.

Man wird den ganzen Begriff des „geistigen Eigentums“ endlich einmal revidieren müssen. Er ist höchst merkwürdig, vor allem dadurch, daß die Gesetzgebung ohneweiters annimmt, der Künstler habe an seinem Werk gar kein anderes als das Geldinteresse. Daß jemals ein

Künstler mit seinem Kunstwerk auch noch etwas anderes meinen könnte als Geld, daran scheint der Gesetzgeber gar nicht gedacht zu haben. Es wird Zeit, ihn daran zu erinnern. Ich bekenne, daß ich für das, was man heute unter „geistigem Eigentum“ versteht, durchaus nicht bin, nämlich für das Recht, Kunst zu Geld zu machen und dann gar das Geschäft, das man mit seiner Kunst treibt, auch noch an die Kinder und Kindeskinde zu vererben, dieser Seelenhandel ist mir widerwärtig, ich achte eine Frau, die Liebeskinder verkauft, immer noch höher als den Dichter, der seine „Stimmungen“ auf den Markt bringt, und wäre der erste, der zustimmt, wenn der Schutz des Kunstgeschäfts überhaupt aufgehoben würde. Nein, für das Geldinteresse des Künstlers will ich gar keinen Schutz, aber für sein Kunstinteresse will ich ihn. Ich will ein Gesetz, das das Werk eines jeden Künstlers für alle Zeit davor bewahrt, daß ihm jeder Lasse das Herz ausreißen, seinen Sinn entwenden und es an allen seinen geistigen Gliedern verstückeln kann.

Sehen wir einen Augenblick nun ganz von Wagner und vom „Parfissal“ ab. Nehmen wir irgend einen Fall. Nehmen wir an, es gelänge mir, ein Stück zu schreiben, das alles enthält, was ich noch vor Gott und den Menschen auf dem Herzen habe. Ein Stück in drei Akten, wovon der erste und der letzte sehr spannend in der Handlung und also was man beim Theater „sicher“ nennt, der zweite aber, eben der, worin ich alle meine letzten Geheimnisse ausgesprochen, nur ein lang hingespinnener und jedem Theatermenschen gleich verdächtiger Dialog wäre. Der Direktor, dem ich das Stück anbiete, sagt mir: Mit Freunden, aber unter einer Bedingung, der zweite Akt muß weggelassen werden, den hält kein Publikum aus, dafür sind der erste und der letzte prachtvoll. Ich antworte: Dieser prachtvolle erste und dritte Akt sind, ohne den zweiten, ein sinnloser Kolportageroman und ich habe ja das ganze Stück doch nur um des zweiten Aktes willen geschrieben, auf den allein kommt's mir an, da will ich mit meinem ganzen Leben abrechnen und nur damit mir das Publikum dabei zuhört, habe ich ihn zwischen die beiden „spannenden“ gestellt, an denen mir gar nichts liegt — nein, ohne den zweiten Akt können Sie das Stück nicht haben! Darauf der Direktor: Bedauere, dann nicht! Und alle die anderen Direktoren bedauern der Reihe nach auch, ich muß auf die Aufführung verzichten und lasse das Stück drucken, damit wenigstens ein paar tausend Leser erfahren, was ich noch vor Gott und den Menschen

zu stellen versuchte, daß er in London gewesen. Ueberdies setzte er trotz der Abmahnungen des Wiener Hofes und trotz seiner wiederholt gegebenen Versprechungen seine Beziehungen zu den bulgarischen Politikern fort, die einen Fürsten suchten. Erzherzog Johann konnte und durfte es nicht mehr werden, aber er lenkte die Aufmerksamkeit der bulgarischen Staatsmänner auf den jungen Prinzen Ferdinand von Koburg. Durch seine Zugehörigkeit zu dem Hause Koburg war dies der richtige Kandidat für den orientalischen Fürstenthron. Er war ein direkter Cousin des Königs Leopold von Belgien, ein Vetter des Königs von England, ein zweiter Cousin des Kaisers Wilhelm von Deutschland, nahe verwandt mit der österreichischen Kronprinzessin und überdies deren Schwager. Vier Mitglieder des Hauses Koburg saßen bereits auf europäischen Thronen: der König von England, der König von Portugal, der König von Belgien, der Herzog von Koburg. In Bulgarien hat man die Bedeutung der Berufung eines Koburgers auf den verwaisten Fürstenthron gut verstanden und die bulgarischen Politiker nahmen diese Kandidatur mit Freuden auf. Erzherzog Johann hat den Prinzen Ferdinand gekannt, da er unter seinem Befehle in der Armee gedient hat. Der Erzherzog hatte sich mit dem jungen Offizier gar nicht gut vertragen, und man weiß in eingeweihten Kreisen, daß Leutnant Ferdinand Prinz von Koburg zu den Honved übertrat, um dem strengen Vorgesetzten, der ihm Erzherzog Johann gewesen, zu entgehen. Erzherzog Johann wollte den Prinzen von Koburg keineswegs protegieren, als er ihn den bulgarischen Freunden als Fürsten vorzuschlug; der Erzherzog dachte auch nicht daran, den Bulgaren einen Dienst zu leisten. Er hatte seine eigenen Pläne, seinen eigenen Ehrgeiz, als er dem Fürsten Ferdinand schließlich den Antrag stellte, als Generalissimus der bulgarischen Armee die Organisation des bulgarischen Heeres zu übernehmen. Die Pläne des Erzherzogs Johann scheiterten. Prinz Ferdinand von Bulgarien ging als Fürst nach Sophia, Erzherzog Johann wurde von seinem Ehrgeiz und seinem Latendrang in die ferne Welt, in das weite unerbittliche Meer getrieben, das ihn nicht mehr herausgab.

Im Frühjahr 1887 beschloß die bulgarische Sobranje, den Prinzen Ferdinand von Koburg als Fürsten in ihr Land zu rufen. Der junge Prinz war damals in Ebenthal und er erklärte sich bereit, die Deputation der bulgarischen Kammer auf dem koburgischen Schlosse in Niederösterreich zu empfangen. Die bulgarischen Herren kamen in Ebenthal an. Am Tage vor dem Empfange hatte ich Gelegenheit, den Prinzen zu sehen, der mit jugendlicher Begeisterung und voll der schönsten Ideale sich anschickte, die Krone eines Fürstentums anzunehmen. Der Prinz verbat sich damals jedes Interview und es soll auch heute, nach fünfundsiebenzig Jahren, nicht der Versuch gemacht werden, ihn hinterzudeckeln zu "interviewen". Aber ich darf wohl mitteilen, daß der Prinz mich eingeladen hat, in einem Nebenzimmer dem Alte der Thronanbietung beizuwohnen und so Zeuge dieses historischen Aktes zu sein. Auch einige Kollegen von der Presse — darunter die Korrespondentin eines englischen Blattes, die noch heute tüchtig arbeitet — wir alle konnten durch die halbhohe Tür beobachten, wie der Prinz sich zu diesem Empfang vorbereitete. Diese Vorbereitung war sehr einfach: Der Prinz tat gar nichts, er wartete ruhig, bis die Deputation angemeldet wurde, und durchslog noch rasch das Konzept seiner Ansprache. Der junge Prinz stand ruhig an seinem Schreibtische, kein Zeichen der Auf-

regung war an dem jungen Manne wahrzunehmen, dessen Seele gewiß in diesem entscheidenden Augenblicke lebhaft bewegt war und dessen Gedanken weit in die Zukunft flogen. Seine Kaltblütigkeit war wirklich zu bewundern. Die Deputation trat ein. Mit einer natürlichen Herzlichkeit, welche jedoch der Würde nicht entbehrte, und mit ungemeiner Einfachheit trat er den bulgarischen Vertretern entgegen.

Prinz Ferdinand von Koburg war noch einige Tage vorher ein einfacher Lieutenant gewesen, er hatte sich nicht mit Politik beschäftigt, seine Vorliebe war naturwissenschaftlichen Studien, insbesondere der Beobachtung der Vogelwelt zugewendet. Aber er zeigte in seiner ersten persönlichen Begegnung mit den Bulgaren bereits richtiges Urteil und großen politischen Verstand. Er erkannte rasch, daß das Bulgarenvolk mehr auf demokratische Einfachheit Wert lege, als auf fürstliche Posen. Er wußte bei den Bulgaren das Gefühl hervorzurufen, daß er nicht als Herrscher, sondern als ihr erster Bürger nach Bulgarien kommen wolle, als Freund, als Berater, als Schöpfer ihres Glückes, ihres Wohlstandes, ihres Ruhmes. Sie hatten ihn schnell verstanden, nachdem er ihnen gegenüber so viel Verständnis für ihre Volksseele gezeigt hatte. Als die bulgarische Deputation das Schloß Ebenthal verließ, hatte Bulgarien einen Fürsten.

Prinz Ferdinand von Koburg hatte die Wahl zum bulgarischen Fürsten angenommen, ohne sich um die Bedenken der österreichischen Politik zu kümmern, die seiner Berufung ebenso wie der des Erzherzogs Johann widerstrebt. Aber die Situation des Koburgers war doch eine andere. Der Prinz war österreichischer Offizier. Er war mit dem österreichischen Kronprinzen verheiratet, und die österreichische Politik wollte nicht den Schein auf sich nehmen, daß Prinz Ferdinand wegen dieser verwandtschaftlichen Beziehung als Vertrauensmann von Oesterreich betrachtet werde, daß die österreichisch-ungarische Monarchie durch eine Begünstigung oder auch nur durch stillschweigende Duldung dieser Kandidatur einen Streich gegen Rußland führen wolle. Allein Prinz Ferdinand hielt daran fest, daß er kein österreichischer Fürst, kein Mitglied des Kaiserhauses sei, daß die Verheiratung mit dem österreichischen Kaiserhause seine Entschlüsse nicht beeinflussen müsse und daß er Herr seiner Handlungen sei. Er schuf eine vollzogene Tatsache. Aber als er in den ersten Augusttagen des Jahres 1887 nach Sophia abreiste, hatte er doch gewisse Bedenken. Er fürchtete, daß Graf Kalnochy ihm beim Verlassen der Grenze Schwierigkeiten bereiten könnte. Diese Bedenken waren nicht ganz unbegründet. Einige Tage vorher war der Artilleriehauptmann v. Laaba, den der neugewählte Fürst zum Chef seines Kabinetts ernannt hatte, nach Bulgarien gefahren. Beim Uebertreten der Grenze war Hauptmann Laaba von dem Polizeikommissär angehalten worden, der ihm in höherem Auftrage die Verpflichtung auferlegte, seine Offizierschance niederzulegen. Fürst Ferdinand von Bulgarien fürchtete, daß Graf Kalnochy ihm gegenüber einen ähnlichen oder noch strengeren Schritt unternehmen könnte, um auf diese Weise den russischen Staatsmännern zu beweisen, daß Prinz Ferdinand von Koburg nicht der österreichische Kandidat für den bulgarischen Fürstenthron sei. Fürst Ferdinand wollte deshalb seine Abreise geheim halten und unbemerkt in Bulgarien eintreffen. Durch eine sehr einflussreiche und hochstehende Persönlichkeit, die Beziehungen zur Wiener Presse unterhielt, ließ Fürst Ferdinand die Zeitungen

bitten, von seiner Abreise keine Notiz zu nehmen und auch nicht zu erheben, wann und in welcher Weise er Oesterreich verlasse. Er hat es auch vermieden, irgend jemandem einzuweihen und seine Reiseroute anzugeben. Er war in Ebenthal. Durch einigen Scharfsinn konnte man doch feststellen, daß der Fürst, der es vermeiden wollte, durch einen Separatzug Aufsehen zu erregen, mit dem gewöhnlichen Zuge über Marchegg nach Ungarn gelangen müsse. In Marchegg kam in früher Vormittagsstunde ein Zug an, an den ein Salonwagen gekuppelt war. In diesem Wagon sollte Fürst Ferdinand sich befinden. Aber der Stationschef und das Zugpersonal versicherten, daß es ein leerer Salonwagen sei, der nach Lotis gebracht werde für die Jagdgäste des Grafen Nikolaus Esterhazy. Die Journalisten betrachteten flüchtig den Salonwagen, bemerkten nichts, vielleicht wollten sie nichts sehen... so kam in die Zeitungen, daß ein leerer Salonwagen für Lotis dem Zuge in Marchegg angeschlossen war, worin man den jungen Fürsten vermutet hatte. Aber der Fürst von Bulgarien war trotzdem in diesem Salonwagen gewesen und erzählte später selbst mit dem ihm eigenen Humor, daß er sich in einem kleinen Abteil aufgehalten hatte, wo er nicht bemerkt und auch nicht gesucht wurde, und daß er die Journalisten auf dem Bahnhofe mit wahrem Schrecken gesehen habe und sich schon in seiner Phantasie vorstellte, wie der rührigste von ihnen mit seinem großen Panamahute auf dem Kopf dem Telegraphenamt zulief, um der Welt mitzuteilen, daß die Abfahrt des Fürsten nach Bulgarien über Marchegg stattgefunden. Das ist nicht geschehen, der Träger des Panamahutes hat den Fürsten nicht sehen wollen. Aber trotzdem wußte der Minister des Aeußern, Graf Kalnochy, ganz genau, daß Fürst Ferdinand mit diesem Zuge den Weg nach Bulgarien genommen hatte. Er fand es jedoch nicht mehr angemessen, irgend eine lärmende Kundgebung zu veranstalten, und begnügte sich damit, auf diplomatischem Wege in Petersburg Garantien für den loyalen Standpunkt Oesterreichs zu geben. Vor allem sollte der neue Fürst von Bulgarien nicht anerkannt werden; weder von Rußland, noch von Oesterreich, noch von einer anderen europäischen Macht. Aber Fürst Ferdinand kümmerte sich nicht viel darum; er begann seine Herrschaft in Sophia und machte sich an das Werk der Reorganisation des Landes. Er sorgte für die Bildung des jungen aufstrebenden Volkes durch die Verbesserung des Schulwesens, er förderte die Wohlfahrt durch Spitäler und durch Errichtung von Armenhäusern, er gab dem volkswirtschaftlichen Leben einen geradezu stürmischen Aufschwung durch Bahnbauten, durch Pflege der nationalen Industrie, durch Unterstützung des Handels und er machte sein Land stark durch weitere Ausbildung der nationalen Armee und durch Ordnung der Landesfinanzen. Dabei wurde er von seiner klugen, weitstehenden, opferwilligen Mutter, der Prinzessin Clementine von Koburg, wesentlich gefördert, die ihrem jüngsten Sohne mit echt mütterlicher Liebe ergeben war. Man sieht heute das Land Bulgarien, wie es Fürst Ferdinand geschaffen hat. Ein ausgezeichnetes Schulwesen, moderne Wohlfahrts-einrichtungen, ein starkes Heer, Eisenbahnlinien, welche das Land mit dem Besten verbinden und ihm auch die Schätze im Innern des Landes zugänglich machen, blühende Finanzen, welche ihren Ausdruck auf allen weltlichen Kapitalmärkten finden, in Paris, Wien und Berlin. Der junge Honvedoffizier hat eine große Karriere gemacht, aber auch Bulgarien ist zu einer wichtigen Stellung in der Geschichte gekommen durch seinen freigewählten Fürsten.

auf dem Herzen habe. Bevor ich sterbe, sage ich zu meiner Frau: Ich hätte gern, daß dieses Stück einmal aufgeführt würde, denn in seinem zweiten Akt sieht alles, was ich zu sagen habe, aber du mußt mir versprechen, es niemals ohne den zweiten Akt aufzuführen zu lassen! Sie verspricht's, ich sterbe, das Stück wird niemals aufgeführt, denn jeder Direktor scheut den philosophischen zweiten Akt. Dreißig Jahre vergehen, da wird mein Stück "frei", und nun führen es alle Theater auf, ohne den fatalen zweiten Akt natürlich, dessentwegen allein es aber geschrieben ist, der allein mich wirklich erhält, in dem ich endlich einmal alles ausgesprochen, was ich den Menschen zu sagen hatte — gerade der wird unterschlagen, unter meinem Namen geht als mein Stück ein Nachwerk durch die Welt, mit dem ich nichts gemein habe, und es gibt kein Gesetz, das mich davor schützt!

Oder nehmen wir an, ich hätte zu Klinitz fünfzigstem Geburtstag ein heiteres Spiel geschrieben, worin nun er selbst, sein ganzer Kreis, unsere guten Freunde alle lustig an ihren Wunderlichkeiten gelaust werden; Menschen, die man lieb hat, neckt man ja am liebsten, und da Klinitz weiß, daß ich ihn unter die drei oder vier ganz großen Maler unserer Zeit rechne, kann ich mir's erlauben, in meinem Spottgedicht recht unverschämt mit ihm zu sein. Es wird unter uns aufgeführt und dann, zur Erinnerung an den frohen Abend, in zehn Exemplaren gedruckt. Davon stößt nun, dreißig Jahre nach meinem Tode, ein Unternehmer eines auf, richtet es wohl noch gar her, pukt es aktuell auf, so daß eine Satire auf den Impressionismus" daraus wird, und so wird, was als stiller Scherz am eigenen Herd gemeint war, nun grell mit Gesang und Tanz hinausgezerrt, und es gibt kein Gesetz, das mich davor schützt, dreißig Jahre nach meinem Tode auf einmal öffentlich als ein Verächter und Verpöchter dessen zu erscheinen, was ich mein ganzes Leben lang mit der reinsten Ehrfurcht gehegt!

Oder, da wir gerade von einem Maler sprechen, und um ganz deutlich zu machen, was ich durch ein solches neues Gesetz geschützt wissen will, nehmen wir folgendes an: Jemand ein Meister, alt geworden und gleichgiltig gegen den Sinnesstrug, in den wir rings eingesponnen sind, male nun, in Erwartung des Todes, zum Abschied ein Bild, das die schon sein abgewendetes Gemüt unwitternden Borahnungen nicht darstellt, aber geheimnisvoll andeutet, Rembrandt hat derlei gemalt, Versteht, Unsägliches, nur dem inneren Auge Wahrnehmbares. Da er

weiß, daß es die Menschen nicht begreifen können, und es ihrem öden Spott nicht aussetzen will, hat er den letzten Wunsch, dieses sein gemaltes Testament bei einem Freund vor den Gassen verwahrt zu wissen. Er stirbt, nach ihm der Freund, und ein lachender Erbe verkauft das sibilinische Werk und der nächste Morgen findet es bei Wertheim ausgestellt, wohl gar im Schaufenster der Leipzigerstraße. Wir haben kein Gesetz, das es vertehren, das ein Kunstwerk davor schützen würde, wider den Willen seines Schöpfers mißbraucht zu werden, das einem Künstler die Erhaltung seines Wertes in der von ihm angeordneten Form an dem von ihm bestimmten Ort zusichern könnte. Ja schließlich, wenn ich das Geld habe, einen Dürer zu kaufen, und es macht mir Spaß, eine ganze Figur herauszuschneiden, wer will es mir verbieten? Es wäre schließlich nicht barbarischer, als was unseren großen klassischen Werken jeden Tag in den Theatern durch Striche und Bearbeitungen" und Reinsjenierungen" geschieht, es wäre nicht barbarischer als "Faust" mit Musik von Gounod, kein Gesetz gewährt uns Schutz. Wenn es 1914 einem Unternehmer einfällt, den ganzen "Ring", zusammengestrichen, an einem einzigen Abend zu geben, es wird nicht an Leuten fehlen, die das kurzweilig finden, und kein Gesetz verhindert den Frevel.

Also: Kein Ausnahmegesetz für den "Parfissal" fordern wir, sondern die Ver Parfissal, die wir verlangen, das aus Anlaß der Gefahr für den "Parfissal" vorgeschlagene Gesetz soll allgemein das Werk eines jeden Künstlers davor schützen, seiner notwendigen inneren Bestimmung entrissen, um sich selbst gebracht, zu seiner eigenen Karikatur gemacht, geköpft, gevierteilt und ausgeweidet zu werden.

Aber nun sagt man: Seht ihr dies durch und bleibt der "Parfissal" also nach dem Willen Wagners für alle Zeit Bayreuth vorbehalten, so wird niemals die ganze Nation Wagners höchstes Werk, die größte deutsche Tat neben dem Faust, kennen lernen, so werden die Arbeiter, werden die Armen immer davon ausgeschlossen bleiben?

Dies ist ein erster Einwand, wenn er auch kaum von allen, die ihn machen, ernst gemeint wird. Aber zunächst eine Gegenfrage: Wenn wir es nicht durchsetzen, sondern der "Parfissal" wirklich frei wird, wird ihn denn dann die ganze Nation kennen lernen, wird er denn dann auch den Armen erreichbar sein? Wie denn? Wo denn? Durch wen denn? Bei unseren Opernpreisen! Hat denn von allen diesen nun auf einmal so volksfreundlichen

Intendanten und Direktoren die ganzen Jahre her jemals einer daran gedacht, Arbeitern "Tristan", den "Ring" oder "Die Meistersinger" zu geben? Ich weiß nichts davon, ich weiß nur den einen Fall, den Gustav Mainz neulich erzählt hat: Geheimrat Rehr in Halberstadt hat die "Meistersinger" unentgeltlich aufgeführt; aber niemand hat sein Beispiel befolgt. Wenn die Wiener Arbeiter Wagner gehört haben, so verdanken sie das der Freien Volksbühne, meiner Frau, die ihnen die Besendont-Lieder und den Schluß der "Götterdämmerung" vorgesungen, und Redbal, der sie mit seinem Orchester so mächtig begleitet hat. Aber es ist mir unbekannt, daß unsere Hofoper jemals Volksvorstellungen veranstaltet oder daß das Unternehmen, das sich Volksoper nennt, jemals das Volk eingelassen hätte, so wenig als irgend eine Berliner, Dresdener oder Münchner Oper. Das Volk hat noch nicht einmal Gelegenheit gehabt, "Fidelio", den "Freischütz" und "Corydon", Gluck und Mozart zu hören, und so scheint es mir unwahrscheinlich, daß man sich gerade mit dem "Parfissal" so beileben wird. Wenn Intendanten und Direktoren nun auf einmal so volksbildungsgierig tun, nein, das ist bloß eitles Gekunkel. Nicht für das Volk, nicht für die Arbeiter wollen sie den "Parfissal".

Die Arbeiter sollen den "Parfissal" hören, aber den echten, so wie ihn sein Schöpfer gewollt hat: Hier in Bayreuth. Darüber ist hier längst beraten worden und der edle Friedrich v. Schön, der emsige Hüter des Stipendienfonds, hofft, daß es ihm die Spenden des nächsten Jahres, zum hundertsten Geburtstag und dreißigsten Todestag Wagners, endlich ermöglichen werden. Es hängt nur von der Nation ab! Wenn sie will, wird sie die Volksvorstellungen auf dem grünen Hügel haben.

Sie könnte das Andenken des Meisters nicht schöner ehren. Er hat es sich immer gewünscht, sein Werk im vollsten Sinne des Wortes der Welt schenken zu können. Aber nicht in der elenden, alles entstellenden, stüßigen Luft des modernen Lusttheaters, sondern als befreiendes und erlösendes Fest, als das "Außerordentliche". Er schrieb einmal: "Für denjenigen, der auf den Gebieten unseres gegenwärtigen Lebens alles recht und in möglichster Ordnung findet, ist die Kunst nicht vorhanden, schon weil sie ihm nicht nötig ist." Dann aber käme sein Werk erst zu denen, die die Kunst in ihres Herzens Herzen nötig haben.